

Gottfried Benn (1886–1956)

Manche Dichter kommen nicht in Schrift zu einem, man hört sie, bevor man sie hat lesen können, und man hört sie so, daß man sie danach nie mehr anders lesen kann. Es war in einem alten Landhaus voller Bücher inmitten von Ländereien und Wäldern irgendwo in der Nähe des Bodensees, Osterwoche, alles in Blüte. Erscheinungsbilder des Glücks; ein kleiner Kreis deutscher Freunde, ein Philosoph, ein Anwalt. Und auf einmal beginnt ihr Wettstreit, ein langes Tennismatch ohne Ergebnis. Beide kennen Gedichte auswendig, an diesem Nachmittag ist es Gottfried Benn, den sie vortragen, die mit spitzer Nadel radierten Gedichte von jemandem, der lange ins Dunkel der Welt geblickt hat, mit Melancholie, Bosheit und Enttäuschung vertraut ist und weiß, wie er deren Farbwirkung noch verstärken kann: mit merkwürdigen Reimwörtern und einer bitteren, aber nicht verbitterten, resignierten Weisheit und einem wogenden Metrum, das von Zeit zu Zeit schwer erträgliche Pausen macht. Der Tag schlich auf den Abend zu, und unsere kleine Gruppe wurde von immer neuen Versen wie mit Fäden eingesponnen, wir schienen langsam im Dämmer zu versinken, die beiden Stimmen wechselten einander ab, als würden sie von einer langen Dünung getragen, wir anderen lauschten schweigend, und später, als ich Benns Gedichte las und wieder las, hörte ich sie immer noch von diesen Stimmen gesprochen, die ich nun nie mehr vergessen werde.

Cees Nooteboom, aus Cees Nooteboom: *Tumbas. Gräber von Dichtern und Denkern*, Schirmer/Mosel 2006